



Länderausschuß

Westafrikanische Staaten - Leitdistrikt 1860

Gründe wieso die Bewohner Afrikas nach Europa fliehen

Die Pflicht zu gehen

Es gibt mindestens 1000 Gründe, aus Afrika nach Europa zu fliehen. Corinna Milborn verdeutlicht einige von ihnen am Beispiel Burkina Faso

So hoch die inneren und äußeren Mauern auch gebaut werden: Europa wird in den nächsten Jahren Ziel von Auswanderern aus armen Ländern sein, und immer mehr davon werden aus Afrika kommen. Afrika ist arm, seine Bevölkerung wächst schnell, und es ist ein Kontinent der Flüchtlinge. 35 Millionen Menschen sind derzeit innerhalb des Kontinents auf der Flucht vor Kriegen, weitere Millionen haben auf der Flucht vor Dürre und Hunger ihr Land verlassen.

Als ehemalige Kolonialmächte und als Profiteure und Verursacher von Armut in Afrika sind Europas Staaten nicht unbeteiligt an den Gründen, die Afrikaner zum Auswandern treiben. So lange die Wurzeln der Armut nicht beseitigt sind, werden Menschen versuchen, die Mauern der Festung Europa zu unterwandern oder auch zu stürmen. Fluchtgründe am Beispiel von Burkina Faso in der Sahelzone.



Das Elend im Sahel

Tolo ist ein kleines Dorf im Nirgendwo. Mitten in der Halbwüste der Sahelzone wachsen die Lehmhütten aus dem Boden, kaum zu unterscheiden von der roten, staubigen Erde. Es liegt im Norden von Burkina Faso, nahe an der Grenze zu Mali. Von der nächsten Stadt aus fährt man drei Stunden lang über schmale Wege, auf denen normalerweise nur Ziegen und Fahrräder unterwegs sind. Tolo hat etwa 4000 Einwohner und mindestens 300 von ihnen begleiten uns, als wir in einer Staubwolke aus dem Dorf zum ehemaligen Stausee gehen.

Ich bin hierhergekommen, um zu verstehen, warum so viele Menschen aus der Sahelzone auswandern. Aus Mali, Senegal, Togo, Niger, Burkina Faso, Guinea Bissau - aus der ganzen Sahelzone habe ich vor den Grenzen Europas verzweifelte Menschen getroffen, die sagen: »Ich habe keine Wahl.« In Tolo verstehe ich, warum. Denn wie so viele Dörfer in der Region trocknet Tolo aus.

Umringt von den Dorfbewohnern gehen wir aus dem Dorf in eine Wüste. Vor einem Jahr war hier noch Wasser - die Lebensgrundlage des Dorfes, ein Stausee. Doch nur mehr die gesprungene Erde erinnert an den See, eine einzelne Ziege scharrt in einem Rest Schlamm, als könnte sie so noch etwas zu trinken finden. Eine kleine Pfütze ist noch übrig - zwei Wochen wird das Wasser vielleicht noch reichen.

Dann gibt es noch ein paar Brunnen, aus denen die Frauen aus acht bis zehn Metern Tiefe Wasser holen und auf ihren Köpfen zum Dorf tragen. »Und dann ist es aus«, sagt einer der Dorfältesten. Die Alten, die Frauen und die Kinder sind hier in der Überzahl. Viele junge Männer haben das Dorf bereits verlassen, um anderswo Geld für ihre Familien zu verdienen.

Der Staudamm von Tolo wurde in den siebziger Jahren im Rahmen eines Entwicklungsprojektes aus roh gehauenen Steinquadern und Drahtnetzen gebaut. Er staute die Weiße Volta, die hier in der Regenzeit fließt, und sorgte für Trinkwasser und die Bewässerung der Gemüsegärten. Immer mehr Menschen haben sich am Wasser niedergelassen. Eine Zeit lang pflanzte das Dorf Baumwolle, das einzige Exportprodukt Burkina Fasos, doch die Felder sind schon lange ausgelaugt von den Pestiziden. Wo vor der Baumwollzeit Bäume standen und Hirse wuchs, ist heute nur Wüste.

Mit der medizinischen Versorgung sank die Säuglingssterblichkeit - doch Methoden zur Empfängnisverhütung sind hier noch nicht angekommen. Hunderte Kinder stehen um uns herum. Die Bäuche sind aufgebläht, die Gesichter mit Rotz verschmiert. Ihre zerfetzten Kleidungsstücke spiegeln eine Altkleidersammlung in irgendeiner europäischen Stadt wider: viel zu große T-Shirts, ein Mädchen trägt eine graue Kostümjacke, ein Junge gar eine Daunenjacke - bei über 30 Grad im Schatten.

Nur 300 Kinder von über 1 000 im schulpflichtigen Alter gehen hier in die Schule, meist die Jungen. Für die anderen reicht das Familieneinkommen nicht, denn die Schule kostet Geld. Weiter hinten steht eine Gruppe von Mädchen, eines trägt einen Säugling auf dem Rücken. Auf Nachfrage erfahre ich, dass sie schon verheiratet sind: als Zweit- oder Drittfrauen, verkauft an einen der wohlhabenderen Männer im Dorf. Sie sind erst zwölf und 13 und haben ein hartes, kurzes Leben mit viel Arbeit und vielen Kindern vor sich. In Burkina Faso bringt eine Frau durchschnittlich 6,23 Kinder zur Welt. Und stirbt mit 49.

»Uns droht wieder Hunger«, erklärt uns der Dorfälteste. Die Hirsevorräte aus der kargen letzten Ernte werden noch bis in den Februar reichen, vielleicht in den März. Bis zur nächsten Ernte im Herbst ist das Dorf dann den Getreidehändlern ausgeliefert, die Hilfslieferungen und Restbestände aufkaufen und zurückhalten, bis die Menschen verzweifelt ihr letztes Stück Vieh verkaufen. 2005 gab es hier eine große Hungersnot, viele Kinder sind gestorben. Sie ging kaum durch die Medien Europas, denn die Hungersnot im Nachbarstaat Niger war noch viel dramatischer.

Der Damm ist während der letzten Regenzeit gebrochen. Der Klimawandel fordert hier seine Opfer - weit mehr als in den Industrieländern, wo er verursacht wird. Die Regenfälle werden von Jahr zu Jahr seltener und heftiger. »Früher kam der Regen verteilt über die ganze Regenzeit und brachte uns Nahrung«, sagt ein alter Bauer. »Jetzt kommt alles auf einmal vom Himmel und zerstört die Felder, und letztes Jahr hat das Wasser den Staudamm zerstört.« Er blickt auf das Loch, das der Fluss gerissen hat, und fragt nachdenklich: »Wisst ihr, warum das so ist?«

Jetzt sammelt Brigitta Bauchinger, eine Entwicklungshelferin aus Österreich, Geld für Tolo. 40 000 Euro kostet die Wiedererrichtung des Damms, wenn die Dorfbewohner die Arbeiten selbst verrichten. Eine unerreichbare Summe. Brigitta hat sie schon zur Hälfte gesammelt, die Dorfbewohner feiern die Nachricht, tanzen, zum Abschied schenken sie uns eine abgemagerte Ziege. Für das Dorf bedeutet der Staudamm Überleben. In einem größeren Zusammenhang betrachtet ist er nur ein Pflaster auf eine Gegend, die im Elend versinkt. Die große Wasserfläche des flachen Sees führt dazu, dass viel verdunstet; die Dörfer unterhalb von Tolo werden weniger

Wasser haben, wenn der Damm nun höher und besser wieder errichtet wird. Es ist ein Kreislauf der Armut, der schon mit der Kolonialzeit in Gang gesetzt wurde. An seiner Fortführung ist Europa mitschuldig.

Tolo ist ein Beispiel von hunderttausenden Dörfern, die immer schon arm waren, aber in denen nun langsam, aber sicher die Grundlagen des Überlebens ausgehen. Die Armut steigt weltweit ständig an. 1,8 Milliarden Menschen leben derzeit von weniger als einem Dollar pro Tag. Alle fünf Sekunden stirbt ein Kind an Unterernährung, Seuchen oder Wasserverschmutzung - die Hälfte davon in den sechs ärmsten Ländern der Erde. 840 Millionen Menschen leiden an chronischer Unterernährung, das sind mehr als doppelt so viele wie noch im Jahr 1960. Zwischen 1995 und 2004 ist die Zahl der Opfer von chronischer Unterernährung um 28 Millionen gestiegen.

Afrika ist von dieser Armut überproportional betroffen. Der vergessene Kontinent bekommt nur die negativen Seiten der Globalisierung zu spüren. Kriege und Korruption tragen das Übrige zum Elend bei. Zwischen 1997 und 2002 führten in 27 der 53 afrikanischen Staaten Kriege und bewaffnete Konflikte zu massiven Fluchtbewegungen.

Viele Gründe für das Elend in Afrika, aus dem es keinen Ausweg zu geben scheint, gehen auf die Kolonialzeit zurück. Die europäischen Kolonialmächte haben sich rücksichtslos an dem Kontinent bedient. Die Grenzen, um die heute Kriege geführt werden, wurden am Verhandlungstisch in Europa zwischen 1870 und 1900 willkürlich festgelegt - sie zerschneiden die historischen Gebiete, Sprachgruppen und Handelsrouten.

Es wird auch oft vergessen, dass die Europäer die afrikanischen Staaten erst vor etwa einem halben Jahrhundert in die Unabhängigkeit entlassen haben. Bis heute bleiben diese vom Export der von Europäern eingeführten »Kolonialprodukte« abhängig, bis heute kontrollieren die ehemaligen Kolonialmächte maßgeblich die Politik und Wirtschaft in Afrika.

Europa produziert Armut

Der Teufelskreis der Armut soll hier nicht anhand eines Landes beschrieben werden, in dem der Krieg Hunderttausende in die Flucht treibt. Burkina Faso ist ein Land mit einer gewählten Regierung, kein Krieg, keine Massaker zwingen die Menschen zur Flucht. Zugleich ist es ein Musterbeispiel dafür, wie die Politik des reichen Nordens Menschen dazu treibt zu gehen.

Die Ausbeutung beginnt bei der Zahlungsbilanz. Der Süden zahlt ungleich mehr an den Norden als umgekehrt. Die öffentliche Entwicklungshilfe betrug im Jahr 2004 weltweit 54 Milliarden Dollar. Umgekehrt flossen aus den Entwicklungsländern 436 Milliarden Dollar an die reichen Länder - mehr als das Achtfache. Die Zahlungen gehen größtenteils auf Kreditraten zurück, die unbezahlbar scheinen. Obwohl die Länder Afrikas südlich der Sahara von den 294 Milliarden Dollar, die sie zwischen 1970 und 2000 erhalten haben, 268 Milliarden zurückgezahlt haben, bleibt ein Schuldenstand von 210 Milliarden Dollar.

Diese Schuldenfalle führt die Entwicklungsländer immer wieder an den Rand der Zahlungsunfähigkeit. In solchen Fällen arbeiten die Weltbank und der IWF - in beiden Institutionen haben die EU bzw. die USA das Sagen - gemeinsam Struktur Anpassungsprogramme aus, die den Staat wieder zahlungsfähig machen sollen. Die Rezepte sind immer gleich. Die meist ohnehin spärlichen Dienstleistungen müssen gekürzt, öffentliche Unternehmen privatisiert werden. Das heißt konkret: Schulen, Gesundheitssystem, Wasserversorgung, öffentlicher Verkehr werden teurer und nicht weiter ausgebaut. Die Wirtschaft wird zugleich auf den Export von wenigen Gütern umgestellt, die Geld bringen. In Afrika sind das fast ausschließlich Rohstoffe.

Damit stecken die afrikanischen Länder schon in der nächsten Falle. 17 der 20 wichtigsten afrikanischen Exportgüter sind Rohstoffe und landwirtschaftliche Produkte wie Kaffee, Kakao oder Baumwolle, deren Preise in den letzten Jahren dramatisch gefallen sind. Allein zwischen 1997 und

2001 haben sie mehr als die Hälfte ihres Wertes verloren.

Im Fall von Burkina Faso hängt der Staatshaushalt von der Baumwolle ab. Ihr Anbau wurde von der Kolonialmacht Frankreich eingeführt, um den Rohstoffhunger der europäischen Textilindustrie des 19. Jahrhunderts zu stillen. Heute wird ihr Export von der Weltbank und vom IWF gefordert, um das Land zahlungsfähig zu erhalten, sonst gibt es keine Einkünfte. Das »weiße Gold« wird von vielen tausend Kleinbauern angebaut, die jedes Jahr von der bis vor kurzem staatlichen Baumwollfirma Fasocoton in aufwändigen Werbefeldzügen neu dazu überredet werden.

Doch in den letzten Jahren ist der Baumwollpreis dramatisch gefallen. Da die USA die in der WTO festgelegten Regeln des Freihandels nicht einhalten, kommt hoch subventionierte amerikanische Baumwolle in Massen auf den Weltmarkt und drückt den Preis unter die Produktionskosten. Hunderttausende Kleinbauern, die zu Beginn der Aussaat einen vorgefertigten Kredit aufnehmen, um Samen, Pestizide und Dünger zu kaufen, standen in den letzten Jahren jährlich aufs Neue vor dem Ruin.

Um eine Massenlandflucht zu vermeiden, kaufte die staatliche Baumwollfirma die Ernte zu einem Minimalpreis auf, ging dabei selbst fast in Konkurs und wurde flugs in einem Programm des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank privatisiert - und in drei Teile geteilt, um den Wettbewerb zu fördern. Diese Umstrukturierung forderte eine weitere Ernte. Die Baumwolle des Jahres 2005 verfaulte in den Sammelstellen, weil die Gebietsaufteilung der drei neuen Firmen nicht fertig abgesprochen war.

Die Folgen der Privatisierung und Teilung: Nun ist in alter kolonialistischer Tradition ein französisches Unternehmen namens Dagriss der Hauptaktionär, der die Gewinne ins Ausland abschöpft. Koumporé Kambire, Regionaldirektor von Fasocoton, den ich in der Zentrale in der Hauptstadt Ouagadougou besuche, stöhnt: »Bei mir stehen alle zwei Monate Herren von der Weltbank auf der Matte und geben neue Anweisungen. Zu den Zeiten, als das Unternehmen verstaatlicht war, hatten wir mehr Freiraum.«

Aus ökologischer Sicht ist Baumwolle eine Katastrophe für den kargen Boden der Sahelzone. Sie verlangt nach giftigen Pestiziden und viel Sonne. Anders als in der traditionellen Landwirtschaft müssen die Bäume, die über die Steppe verstreut wachsen und für Schatten und Grundwasser sorgen, gefällt werden. Der gesamte Norden des Landes, früher Baumwollanbaugebiet, ist heute nicht mehr für die Landwirtschaft geeignet - zurück blieben Wüste und verarmte Familien, die nicht genug zum Essen haben. In Tolo, dem Dorf ohne Wasser, habe ich die Auswirkungen gesehen.

Jetzt wird die Baumwolle im Osten des Landes angebaut. »Wie lange es dort noch geht, wissen wir nicht genau - ein paar Jahre noch«, sagt mir Nignan Salamalon vom Landwirtschaftsministerium. »Aber wir haben keine Wahl: Baumwolle ist unsere einzige Möglichkeit, Devisen ins Land zu holen.« Die Bauern sehen davon nur wenig. Wenn einer von ihnen Glück hat, bleiben ihm am Ende des Jahres 100 000 CFA-Francs - etwa 150 Euro für ein Jahr Arbeit auf Land, auf dem sonst Hirse für die Familie angebaut worden wäre. Meist aber hat er kein Glück und macht reell einen Verlust. Denn wo die Baumwolle wächst, könnten auch Lebensmittel für die Familie wachsen.

Der Weltmarkt, der die Preise für die Baumwolle in den Keller sinken lässt, arbeitet auch bei den Lebensmitteln gegen die Bauern in Afrika. Ihre Länder wurden im Rahmen der WTO-Verhandlungen zur Liberalisierung des Welthandels gezwungen, die Grenzen für Lebensmittel aus den Industrieländern zu öffnen. Die Folge: Ein Blick in den Supermarkt oder in die Vorratskammer einer Familie in der Stadt bringt fast nur europäische Lebensmittel zum Vorschein. Die Milch etwa kommt aus der ehemaligen Kolonialmacht Frankreich - großteils in Form von Milchpulver, das mit hohen Exportsubventionen gestützt ist.

Obwohl der ganze Norden Burkina Fasos ein Viehzuchtgebiet ist, haben lokale Bauern keine Chance. Weder haben sie Geld für die Verarbeitung, noch können sie mit den Preisen mithalten. Die Tomaten, die in Burkina Faso so gut wachsen, kommen in Dosen aus Italien und sind billiger als die vom Bauern nebenan. (Ironischerweise sind es Landarbeiter aus Burkina Faso, die die Tomaten im

Süden Italiens pflücken.) Und selbst Fleisch und gefrorene Hühner werden in Massen importiert. Für die Bauern von Burkina Faso heißt das, dass sie ihre Produkte nicht verkaufen können. Falls sie überhaupt noch produzieren können. Denn gerade in der Sahelzone fordert der Klimawandel immer mehr Opfer. Nicht nur in Tolo ist der Regen in den letzten Jahren in zerstörerischer Konzentration gefallen. Fast jedes Jahr wurden große Teile der Ernte bei Unwettern vernichtet, während es sonst viel zu trocken blieb. In den nächsten Jahren wird der Niederschlag um weitere 30 Prozent zurückgehen, wie Wissenschaftler prophezeien.

Die Zahl der Menschen ohne ausreichendes Wasser wird mittelfristig, so die UN, weltweit von derzeit 1,8 Milliarden auf fünf Milliarden steigen, die Zahl der Klimaflüchtlinge könnte schon 2010 weltweit 50 Millionen betragen. Schuld an diesen dramatischen Entwicklungen ist der Lebensstil in den Industrieländern. Die EU-15 sind für fast ein Viertel der weltweit ausgestoßenen Treibhausgase verantwortlich, Afrika nur für sechs Prozent.

Wer von der Landwirtschaft nicht mehr leben kann, hat innerhalb des Landes nicht viele andere Möglichkeiten, Arbeit zu finden. Es gibt keine einzige große Fabrik in Burkina Faso. Bis vor einigen Jahren war zwar eine vom Staat gegründete Baumwollverarbeitung in Betrieb, um etwas mehr Geld aus dem Baumwollanbau im Land zu erwerben, doch auch sie fiel einem Strukturanpassungsprogramm der Weltbank und des IWF zum Opfer. Diese verordneten die Privatisierung der Fabrik, kümmerten sich aber nicht darum, einen Käufer zu finden. Die Anlage wurde geschlossen, 400 Arbeiterinnen standen mit einem Schlag auf der Straße. Abgesehen davon gibt es in Burkina Faso noch Goldminen - doch auch dieser Reichtum bleibt nicht im Land. Die Schürfrechte haben sich 2003 und 2005 die kanadischen Unternehmen High River Gold und Royal Gold gesichert.

Vier Brunnen, eine Oase

Ein Ausflug mit Mitarbeitern der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit in Burkina Faso: Ich besichtige ein Projekt zur ländlichen Entwicklung, einer der Schwerpunkte Österreichs in diesem Land. 80 Prozent der Bevölkerung sind Bauern, die meisten haben ein Einkommen von weniger als 80 Euro im Jahr. Projekte wie dieses sollen verhindern, dass die Landbevölkerung verarmt, in die Städte fliehen muss, schließlich auswandert. Drei Stunden fahren wir durch eine staubige Landschaft. Drei Stunden lang ist kein bisschen Grün zu sehen, bis wir zu den Gärten kommen.

26 Frauen, ein halber Hektar Grund, vier Brunnen, ein Zaun: Das braucht es für eine Oase. Der Fleck saftigen Grüns leuchtet schon von weitem. In einem Gemüsegarten wachsen Tomaten, Spinat, Melonen. Das Projekt wurde von den Frauen des Dorfes vor 15 Jahren begonnen, zwei Brunnen haben sie selbst gegraben, zwei weitere wurden gefördert. Ein Kind sieht mich, beginnt zu weinen und läuft weg. Weiße Haut ist hier nicht oft zu sehen. Die Frauen stehen zwischen ihren Beeten und warten angespannt auf den Besuch. Sie werden uns stolz vorgeführt von vier Männern und einer Frau, die in einem neuen, silbernen Geländewagen vorgefahren sind. An der Seite steht groß: Cooperation Autrichienne. Ein Brunnen kostet 5 000 Euro - das Auto sicher das Sechsfache.

Zwei Brunnen wurden hier zu 80 Prozent gefördert - macht 8000 Euro. Wie viel davon aus österreichischem Budget kommt, ist nicht nachzuvollziehen. Das Geld wird in einen Fonds der Regierung von Burkina Faso eingezahlt, die es dann wiederum an Projekte ausschüttet. Die Frauen sagen, sie brauchen mehr Wasser, sie bräuchten noch einen Brunnen, ob sie das Geld dafür bekommen werden? Die Herren wissen es nicht. Ich frage, warum man drei Stunden fahren muss bis zu einem dieser Gärten, warum nicht überall Brunnen gegraben werden?

Aber das ist Sache der Regierung von Burkina Faso. Es ist eine Oase, einen halben Hektar groß, und sie versorgt in der Trockenzeit 26 Familien mit Gemüse. Die europäische Entwicklungshilfe macht die Schäden, die europäische Politik anderswo anrichtet, bei weitem nicht gut. Schon weil sie zu niedrig ist: 0,7 Prozent des BIP sollten in die Entwicklungszusammenarbeit fließen, dazu haben sich die europäischen Staaten schon in den siebziger Jahren verpflichtet. Bisher haben nur Schweden, Luxemburg, Dänemark und die Niederlande diese Quote erreicht. Österreich steht 2005 bei 0,45,

Deutschland bei 0,28 Prozent.

Von diesen geringen Mitteln kommt nur ein Bruchteil bei denen an, die sie brauchen. Die Hälfte etwa der österreichischen Mittel sind Schuldenerlässe - hauptsächlich für den Irak, in dem die neue Regierung nicht willens ist, das Geld zurückzuzahlen, das Europa an Saddam Husseins Regime überwies. Auch die Ausgaben für Flüchtlinge im eigenen Land und die Kosten für ausländische Studenten werden der Entwicklungshilfe zugerechnet.

Bis auf wenige Ausnahmen wie Schweden und Luxemburg treiben auch die meisten anderen Mitgliedstaaten der EU, allen voran Frankreich, Deutschland und Großbritannien, ihre EZA-Statistik durch Zahlenkosmetik in die Höhe. 2005 wurden für Entschuldungsmaßnahmen, Flüchtlingsbetreuung im eigenen Land und ausländische Studenten an europäischen Unis 3,5 Milliarden Euro in Frankreich, 2,96 in Deutschland und 2,26 in Großbritannien ausgegeben. Italien punktet in diesem Negativranking auf eigene Weise. Es erreichte 2005 die eigenen niedrigen Ziele nicht und blieb hinter einigen wirtschaftlich schlechter gestellten »Neuen EU-Mitgliedstaaten« zurück.

Die eingerechneten Entschuldungen wiederum lösen die Schuldenproblematik nicht. Von den 22 Ländern, die es im Jahr 2000 in ein Entschuldungsprogramm schafften, gaben drei Viertel im Jahr darauf immer noch mehr als zehn Prozent ihrer Staatsbudgets für den Schuldendienst aus - Geld, das für Armutsbekämpfung fehlt. 16 gaben mehr für Schuldenzahlungen aus als für das Gesundheitssystem, bei zehn überstieg der Schuldendienst sogar die Ausgaben für Bildung.

Das Geld, das in Entwicklungsländern ankommt, wird immer noch zu oft in Projekte gesteckt, die an den Bedürfnissen der Bevölkerung vorbeigehen. Die Folge davon sind Entwicklungsruinen - Wasserpumpen, die nach Auslaufen des Projektes nie repariert wurden, Ansätze von Straßen, die in Staubpisten enden. Schwer wiegender noch ist der Strukturwandel, der durch Entwicklungshilfe oft eingeleitet wird. Im Glauben, das eigene Wirtschaftssystem sei das Beste für alle, holen Entwicklungsprojekte Millionen Bauern und Bäuerinnen aus der Subsistenzwirtschaft und gliedern sie in die Geldwirtschaft ein.

Auch Mikrokredite für Frauen - der letzte Schrei der Entwicklungszusammenarbeit - richten in Gesellschaften, in denen Geld nicht verbreitet ist, Schaden an. Schließlich kommt auch von dem Geld, das in Entwicklungsländern landet, nur ein Bruchteil bei den Leuten an, die es brauchen. Ein seriös nicht zu schätzender Teil davon versickert in den korrupten Staatsapparaten.

Die europäische Entwicklungszusammenarbeit ist in Burkina Faso zwar unübersehbar. Aber sie tut wenig mehr, als ein Holzbein immer wieder zu gipsen, wie es Professor Albert Ouedraogo von der Universität Ouagadougou ausdrückt. Ein großer Teil der viel zu geringen Mittel verschwindet im Bürokratieapparat des Staates, der in der Beurteilung von Transparency International nur 3,4 von zehn möglichen Transparenz- und Vertrauenspunkten erreicht.

Europa arbeitet mit solchen Regimes trotzdem zusammen - ebenso wie mit Diktatoren, von denen man weiß, dass sie Geld in Waffen für ihre Kriege stecken. Der Aktivist Emanuel Matondo aus Angola beklagt: »Tausende Bürgerinitiativen und Organisationen kämpfen in Afrika für gesellschaftlichen Wandel. Aber Europa ignoriert diese Bewegungen und arbeitet lieber mit Diktatoren, Waffenhändlern und korrupten Regierungen zusammen.«



Ausweg Auswandern

Abdul, ein 21jähriger junger Mann aus einem Nachbardorf von Tolo, hat seinen Entschluss für den Ausweg aus der Misere gefasst. Ich treffe ihn spät am Abend am Rand der kleinen Stadt Ouahigouya im Norden von Burkina Faso. Es ist stockdunkel, die wenigen Straßenlaternen der Stadt leuchten nicht bis hierher. Ich stehe mit einer Gruppe junger Männer bei einer kleinen Hütte an einer Ausfallstraße, die nach Norden führt - nach Mali und von dort weiter in die Sahara.

Abdul hat für die Reise eine dunkle Trainingsjacke mit Kapuze angezogen. Eine kleine Sporttasche ist sein ganzes Gepäck. Er raucht nervös eine Zigarette nach der anderen, lacht ein bisschen zu laut, flüstert dann wieder, sieht sich alle paar Sekunden um. Es sind seine letzten Minuten zu Hause.

Um 22 Uhr hört man einen Lastwagen näher kommen. Ich ducke mich in der Hütte - der Fahrer dürfe mich nicht sehen, haben mir meine Begleiter eingeschärft. Es ist ein altertümliches Gefährt, das am Straßenrand hält, mit einer geschwungenen Motorhaube und runden Scheinwerfern. Hinten verdeckt eine blaue Plane die Ladefläche, das Dach ist vollgeladen mit verschnürten Bündeln. Der Fahrer steigt aus, nach einem kurzen Wortwechsel deutet er auf die Ladefläche. Abdul verabschiedet sich von der Gruppe, die ihn begleitet - seine Cousins, Brüder, Onkel umarmen ihn, es wird nur mehr geflüstert. Abdul hebt die Plane, ich erhasche einen Blick auf den Innenraum. Er ist nach hinten mit einem brusthohen Gitter gesichert, das Innere ist übervoll mit Menschen. Abdul quetscht sich hinein, hebt die Hand, seine Augäpfel leuchten weiß im Dunkeln. Dann fährt der Lastwagen los. Es ist ein Transport von Auswanderern, die auf dem Landweg ans Mittelmeer und weiter nach Europa kommen wollen.

Auswandern ist für immer mehr Menschen der einzige Ausweg. Nicht nur, weil die Armut größer wird. Die globalisierte Medienwelt führt auch dazu, dass die Unterschiede zwischen dem reichen Europa und dem Elend in Afrika täglich über die Bildschirme flimmern. Aus jeder Familie, die ich auf meiner Reise treffe, hat es zumindest ein junger Mann schon versucht, um Geld für die Angehörigen zu Hause aufzutreiben. »Afrika ist erst dabei aufzuwachen«, sagt Schwester Paula Domingo, die lange in Afrika als Entwicklungshelferin gearbeitet hat und jetzt in Ceuta afrikanische Flüchtlinge betreut. »Wenn die Afrikaner erst merken, wie groß die Unterschiede sind, gibt es kein Halten mehr.« Ihre Hand fährt über die Weltkarte an ihrer Wand in einer großen Bewegung von Süden nach Norden, quer über das Mittelmeer nach Europa.

Schon heute sind die Geldflüsse zu einem Wirtschaftsfaktor geworden, der wichtiger ist als die Entwicklungszusammenarbeit. 200 Millionen Migranten gibt es auf der Welt. 167 Milliarden Dollar haben Auswanderer aus Entwicklungsländern im Jahr 2005 aus den Industrieländern an ihre Familien überwiesen, 73 Prozent mehr als noch vier Jahre zuvor. Die Summe ist damit fast doppelt so hoch wie die weltweite Entwicklungshilfe und für viele Länder Afrikas die wichtigste

Devisenquelle.

Derzeit leben 12 Millionen Burkinabé im Land und acht Millionen außerhalb des Landes. Nur eine winzige Minderheit von ihnen geht nach Europa - die meisten arbeiten in den angrenzenden Ländern wie Elfenbeinküste und Ghana. Von ihren Geldsendungen hängt das Überleben ganzer Dörfer ab. Im Straßenbild erkennt man das an den unübersehbaren gelben Schildern. Das Geldtransferunternehmen Western Union, weltweit führend bei anonymen Bargeldüberweisungen, hat in jeder noch so kleinen Provinzstadt mehrere Filialen. Hier kommt das Geld an, das die Auswanderer schicken.

In den letzten Jahren sind es auch immer mehr Frauen, die aus ihren Dörfern fliehen. Im Sahel entkommt kaum ein Mädchen der Genitalverstümmelung, im heiratsfähigen Alter werden die Mädchen oft gegen Vieh an einen Ehemann verkauft. Fast jeder Mann, der nicht ausgewandert ist, hat zwei bis drei Frauen. Gewalt gegen Frauen ist so alltäglich, dass nicht darüber gesprochen wird, solange niemand schwer verletzt wird. Wer sich diesem System nicht fügen will, muss weg.

Wege nach Europa

»Für uns ist Europa das Traumziel«, erklärt mir Soulé. Er ist einer der jungen Männer, die mir die Abfahrt des Lastwagens gezeigt haben. Ich habe ihn auf der Straße in Ouahigouya kennen gelernt, einer kleinen Stadt in der Sahelzone, wo er Kunsthandwerk an die wenigen Entwicklungshelfer und Touristen verkauft. Eine andere Arbeit gibt es hier nicht, doch Soulé braucht Geld. Er ist für das Schulgeld und die Kleider von vier jüngeren Geschwistern zuständig.

Er sieht aus wie ein durchschnittlicher Jugendlicher in einer französischen Banlieue. Der Schritt der weiten Jeans hängt in Hip-Hop-Manier zwischen den Knien, um den Hals trägt er eine dicke Metallkette, im Ohr einen glitzernden Stein. In seinem Haus, in das er mich mitnimmt, sieht er fast aus wie ein Fremdkörper. Dort gackern die Hühner im Hof, der Vater sitzt in einem leuchtend roten Gewand auf einem Lehnstuhl aus Holz, eine von dessen beiden Frauen stampft Hirse in einem Tontopf. Ein paar von Soulés 21 jüngeren Geschwistern ärgern den Ochsen, der vor der Tür angebunden ist.

In Soulés Zimmer, das er mit zwei Brüdern teilt, herrscht hingegen globale Jugendkultur. Aus dem Ghetto-Blaster dröhnt die französische Rap-Gruppe NTM, an den Wänden hängen Poster von 50 Cent und Bob Marley. Die enormen Unterschiede zwischen dem reichen Europa und dem Elend in Afrika werden täglich im Kaffeehaus um die Ecke auf dem Fernsehschirm serviert.

Fünf junge Männer haben sich hier bei Soulé versammelt. Alle fünf haben schon versucht, nach Europa zu kommen, nur einer ist zweimal durchgekommen. Toni, elegant in weißen Hosen und mit Hut, hat es einmal auf dem Landweg nach Spanien geschafft. Ben, ein Trommler mit Rastalocken, ist schon an der Grenze zu Mauretanien hängen geblieben, vier Monate hat er versucht, ohne Geld weiterzukommen, dann gab er auf. Abdoulaye hat es bis nach Algerien geschafft und wurde über die Grenze nach Mali zurückgeschoben. Fachmännisch erklären sie mir die verschiedenen Wege nach Europa.

Wer wenig Geld hat, nimmt, wie Abdul gestern, den Landweg. Von hier nach Mali, dann entweder über Algerien nach Marokko, über Niger nach Libyen oder über die Grenze nach Mauretanien. Dort überall gibt es Ablegestellen, von denen man per Boot nach Italien und Spanien gelangt. Mit Schleppern, die die Grenzübergänge und die bestechlichen Beamten kennen, kostet die Reise zwischen 800 und 1 200 Euro - ohne die Überfahrt nach Europa. Ein Vermögen für eine Familie im Sahel.

»Viel zu viele probieren es deshalb alleine, zu Fuß«, sagt Soulé. »Sie schlagen sich langsam durch, arbeiten immer wieder, gehen oder fahren dann weiter. Die meisten davon verschwinden irgendwo am Weg. Mehrere enge Freunde von uns sind nie wieder aufgetaucht.« Denn alle drei Wege sind gefährlich. »In Algerien verschwinden immer mehr Menschen in Todeslagern in der Wüste«, erzählt Soulé. »In Libyen werden Afrikaner neuerdings deportiert oder in Lager gesteckt. Und in Mauretanien gibt es Sklaverei.«

Unzählige Westafrikaner seien dort jahrelang als Hausklaven in den Häusern von Grenzbeamten und Polizisten hängen geblieben. Ein Blick in die UN-Berichte über Sklaverei bestätigt die Gerüchte: Mauretanien ist eines der wenigen Länder der Welt, in denen echte Sklaverei noch üblich ist - das System ist 800 Jahre alt, und es ist ein »integraler Bestandteil der mauretanischen Gesellschaft«, berichtet die American Anti-Slavery Group.

Sicherer ist es, per Flugzeug nach Europa zu reisen. Dafür muss man mehr Geld auf den Tisch legen. Vermittler in der Hauptstadt berechnen etwa 1 200 Euro für einen falschen Pass mit einem gekauften Visum, dazu kommen die Kosten für den Flug. Es werden kaum Pässe gefälscht, das wäre zu gefährlich - meist kommen Dokumente von Verstorbenen oder gekaufte Pässe aus Mali zum Einsatz, in denen sich das Foto leicht austauschen lässt. »Das ist ein richtiges Business«, erklärt Toni, »es funktioniert wie ein Reisebüro. Du zahlst, bekommst die Dokumente, sie bringen dich zum Flughafen, und in Paris holt dich ein Kontaktmann ab. Dann bist du frei.«

Einige Tage später treffe ich, auf seine Vermittlung hin, einen solchen »Unternehmer« in einem Café in Ouagadougou. Der Herr trägt einen beigen Anzug und Sonnenbrille. Er erklärt mir recht nüchtern, wie er im großen Stil an Visa kommt. Gemeinsam mit einem Beamten einer beliebigen Botschaft eines Schengen-Landes wird in dessen Land eine Person gesucht, die Einladungen ausspricht und daran mitverdient. Manchmal ist es auch der Visa-Unternehmer selbst, der diese Kontakte aufbaut.

Mit den Einladungen werden dann ganz normale Touristenvisa ausgestellt. Die meisten brauchen außerdem einen Pass - dazu hat der Herr Kontakte innerhalb von Burkina Faso. Am besten funktionieren echte Pässe von Verstorbenen. »Die Europäer können Afrikaner auf den Fotos ohnehin nicht auseinanderhalten«, lacht er. Dann wird das Visum ausgestellt, das Geld aufgeteilt, fertig. Welche Botschaften beteiligt seien, könne er nicht sagen, sagt der Visumverkäufer; wie viele Visa er pro Jahr kauft, auch nicht.

Dann bleibt noch eine dritte Möglichkeit: ein Vertrag mit einer »Mafia«, wie die jungen Männer sie nennen. Für diese Art des Reisens braucht man kein Geld - die Organisation stellt alles zur Verfügung, vom Pass bis zum Flugticket. Immer wieder werden so ganze Hundertschaften in die USA gebracht, um dort in Fabriken zu arbeiten, erzählt Toni. Nach Europa werden vor allem Landarbeiter und Hausmädchen vermittelt.

Aber immer öfter ist Kriminalität im Spiel. »Du unterzeichnest mit deiner Familie einen Vertrag, dass du eine bestimmte Summe abarbeiten wirst«, erklärt Toni. »Im besten Fall landest du als Landarbeiter in Süditalien und bist nach drei Monaten frei. Im schlimmsten Fall musst du Drogen verkaufen oder, wenn du eine Frau bist, als Prostituierte arbeiten. Das sagt dir vorher niemand - aber du kannst dann nicht zurück. Sie haben deine Familie als Pfand.«

Bis 40 000 Euro müssen die Geschleppten einnehmen, bevor sie frei sind - doch die meisten werden vorher abgeschoben, die Banden kümmern sich nicht um jene, die erwischt werden. Der Nachschub ist fast grenzenlos, seit die Einwanderungsbestimmungen immer strikter werden. »Jedes Mal, wenn ich von Verschärfungen bei der Einreise nach Europa höre, werde ich wütend«, zischt Toni. »Sie halten die Leute nicht vom Auswandern ab. Aber sie treiben sie in die Hände der Mafias.«

Die Pflicht zu gehen

Sie fachsimpeln über falsche Pässe, Preise von Sahara-Durchquerungen und die Gefahren des Seeweges auf die Kanarischen Inseln - jede Nachricht über Tote an den Grenzen wird hier aufmerksam verfolgt. Sie erklären mir, wie viel Geld die Schule ihrer jüngeren Geschwister kostet und dass wieder die Hirse ausgehen wird. Sie erzählen von Verwandten in Europa, bei denen sie unterkommen würden, wenn sie es über die Grenze schaffen. Wären wir in Paris oder London, würden sie wohl in einen Rap verfallen. Doch wir sind in Afrika.

Toni, der aus dem Nachbardorf von Tolo kommt, verfällt in einen Singsang und beginnt zu erzählen: von einem jungen Mann aus seinem Dorf, dessen kleine Schwester an Hunger stirbt. »Ich werde

gehen!«, ruft er. Vom Regen, der schon zwei Jahre nicht gekommen ist und die Ernte verdorren ließ. »Und wenn ich sterbe am Weg - ich werde gehen!« Das Martyrium der Sahara-Durchquerung wird zu Versen und Liedern. Und ich habe verstanden, dass Auswandern keine spontane Entscheidung ist. Es ist die tief verwurzelte Pflicht des älteren Sohnes, die Familie aus dem Elend zu retten.



Mit freundlicher Genehmigung des Verlags entnommen aus: Corinna Milborn: Gestürmte Festung Europa. Einwanderung zwischen Stacheldraht und Ghetto. Das Schwarzbuch. Mit Farb- und S / W-Fotos von Reiner Riedler. Styria, Wien-Graz-Klagenfurt 2006. 248 S., 19,90 Euro. Der Text, der dem Kapitel 9 entspricht, wurde redaktionell leicht gekürzt.
www.festungeuropa.net; www.milborn.net; www.photography.at

URL: <http://www.rotary.de/la-frankophones-afrika/clubleben/clubleben5.php>

23.04.2008, 13:22 Uhr